



Das Carolin Römer Labyrinth des Malers

Ein Fin O'Malley Krimi

CONTE *Krimi*

Das Carolin Römer
**Labyrinth
des Malers**

Ein Fin O'Malley Krimi

CONTE *verlag*

Inhaltsverzeichnis

[Cover](#)

[Carolin Römer - Das Labyrinth des Malers](#)

[Es roch nach Torffeuer ...](#)

[1. Ballyshannon](#)

[2. Croagh Patrick](#)

[3. Séamus](#)

[4. Old Head](#)

[5. Bridget](#)

[6. Sligo](#)

[7. Foley](#)

[8. The Sligo Boys](#)

[9. Fearghus O'Toole](#)

[10. Ór!](#)

[11. Teddy](#)

[12. Susan](#)

[13. Dare & Wear](#)

[14. The Siren & Seal](#)

[15. Grace](#)

[16. The Changeling](#)

[17. Medusa](#)

[18. Quick](#)

[19. Gruagach](#)

[20. Mullaghmore](#)

[21. Inish Creig](#)

[Fin](#)

[Anmerkung](#)

[Impressum](#)

[Die Fin-O'Malley-Krimis](#)

Es roch nach Torfffeuer. Irgendwo musste ein Haus sein. Vielleicht eine Farm.

Dann war der Geruch verfliegen, davongetragen vom Wind und mit ihm das Versprechen von Wärme und die Verheißung von Geborgenheit. Die Hoffnung auf Erlösung.

Es roch wieder nach nassem Gras, nach Schafscheiße und brackigem Wasser. Nach Herbst. Und nach Regen. Regen, der einfach nicht aufhören wollte.

Eine schmale Mondsichel suhlte sich in fetten schwarzen Wolken, schwärzer noch als der Nachthimmel. Es war so finster, dass er nicht mal bis zu seinen Schuhspitzen sehen konnte. Brauchte er auch nicht. Er wusste auch so, dass seine Schuhe völlig aufgeweicht waren, spätestens seit er den Graben übersehen hatte und bis zu den Knien im Morast eingesunken war. Auf allen vieren hatte er sich mühsam herausgekämpft, der zähe Matsch klebte an seiner Jeans und machte seine Schuhe und Schritte schwer.

Er hatte keine Ahnung, wie spät es war. Es war zu dunkel, um auf seiner Armbanduhr irgendetwas zu erkennen. Er wusste nicht, wie lange er schon unterwegs war. Auf jeden Fall zu lange. Er war müde, er war hungrig und durstig, und er fror erbärmlich in seinen nassen Sachen. Nur eines war ihm klar: Er hatte sich hoffnungslos verlaufen.

Im letzten Licht der Abenddämmerung hatte er am Horizont das Meer ahnen können. Aber das war Stunden her.

Er blieb stehen und lauschte. Irgendwo bellte ein Hund, die Stille der Nacht trug das Geräusch meilenweit übers Land. Es klang nicht böse oder angriffslustig, eher traurig. Das wehmütige Jaulen einer einsamen Kreatur, die auf Zuwendung hoffte. Ein Gefühl, das er nur zu gut nachempfinden konnte. Auch ihm war zum Heulen zumute.

Nicht weit entfernt glaubte er, das Rauschen der Wellen zu hören. Dort musste er hin. Wenn er erst das Meer

erreicht hatte, dann wusste er wieder, wo er war. Dann war er gerettet.

Aber das einzige Rauschen, das tatsächlich zu hören war, war das endlose Rauschen des Regens. Anfangs war es ein Wolkenbruch gewesen, der ihn innerhalb von Sekunden bis auf die Knochen durchnässt hatte. Mittlerweile regnete es nur noch verhalten, aber umso ausdauernder.

Wieder blieb er stehen und horchte in die Dunkelheit. Das Meer musste direkt vor ihm liegen. Irgendwo links. Oder doch eher rechts?

Wenn er das Meer nicht fand, dann war er verloren, da war er sich sicher. Was würde er nicht alles tun, um hier lebend herauszukommen. Er schwor, mit dem Trinken aufzuhören, mit dem Fluchen, mit dem Rauchen – nein, halt, er rauchte ja gar nicht. Aber ihm fiel auf die Schnelle nichts ein, was er noch in die Waagschale hätte werfen können, um sein unbedeutendes jämmerliches Leben zu retten. Sollte er mit heiler Haut davonkommen, würde er so etwas nie wieder tun. Nie wieder würde er sich vom Pfad der Tugend entfernen. Nie wieder würde er ein Gesetz missachten. Das schwor er bei Gott. Nein, besser nicht. Er hatte den alten Knaben da oben schon genug gereizt. Und für Reue war es eh zu spät.

Wieder kam Wind auf, raschelte im Gras um ihn herum und klatschte ihm die Regentropfen unbarmherzig ins Gesicht. Er schniefte. Hörte er da nicht Schritte? Ganz dicht hinter ihm?

Er fuhr herum. Nahm eine Bewegung war. Ein dürrer Kerl mit zotteligen Haaren, der scheinbar aus dem Nichts aufgetaucht war, lange knochige Finger, die nach ihm griffen – er atmete auf. Es war nur eine verkrüppelte Birke, die ihm müde ihre kahlen, kümmerlichen Zweige entgegenstreckte.

Er seufzte, stolperte und schlug der Länge nach in totes, knorriges Heidekraut. Welche Triebe kratzten über sein Gesicht.

Er hatte sich die Hölle weiß Gott anders vorgestellt.
Nicht so kalt. Nicht so dunkel. Und nicht so nass.
Nicht so wie Irland.

Er hätte sich nicht mit dem Polizisten anlegen sollen.

1. Ballyshannon

Dabei hatte alles so harmlos angefangen.

Es war nicht das erste Mal, dass Fin O'Malley an einem Samstagmorgen von Donegal nach Dublin fuhr. Er hätte wissen müssen, dass an Wochenenden ganz Dublin auf den Beinen, und schlimmer noch, auf den Straßen war. Ganz zu schweigen von den Touristenströmen, die jetzt in den ersten warmen Sommertagen die Hauptstadt als Einfallstor zur Insel nutzten.

Wenn es gut lief, dann schaffte er die Strecke normalerweise in knapp vier Stunden. Vorausgesetzt, die Kühe von Farmer Paddy blieben auf der Weide, wo sie hingehörten. Vorausgesetzt, ein Möbelwagen verlor bei Navan nicht die Hälfte seiner Ladung. Und vorausgesetzt, auf der M 50 rund um Dublin war ausnahmsweise mal kein Stau.

An diesem Samstag allerdings schien alles Pech der Welt an seiner Stoßstange zu kleben. Natürlich kam er zu spät zum Essen zu seiner Mutter. Typisch, bemerkte Deirdre, seine Schwester, lapidar. Immerhin hatte er, ganz der pflichtschuldige Sohn, unterwegs an einer Tankstelle Blumen gekauft, auch wenn ihm das erst eingefallen war, als er zwei Meilen vor Bray, dem kleinen Küstenort südlich von Dublin, wo seine Mutter bei seiner Schwester wohnte, von der Autobahn abgebogen war. Deirdre bedachte das bunte einfallslose Gebinde mit jenem verächtlichen Blick, den sie eigens für ihren Bruder reserviert hatte. Es war ihm egal. Seine Mutter freute sich einfach darüber, dass er gekommen war und ein paar Stunden Zeit mitgebracht hatte. Zu wenig, wie Deirdre ihm unmissverständlich klarmachte. Das Thema war nicht neu.

Um von Bray nach Dublin zu kommen, musste er wieder zurück auf die Umgehungsstraße und geriet prompt von

einem Stau nach einem Unfall nahezu nahtlos in die abendliche Rushhour. Auch das kannte er nur zu gut. Im Grunde genommen war es nicht weiter schlimm, er hatte es überhaupt nicht eilig, denn der nächste Besuch, der vor ihm lag, versprach weitaus komplizierter zu werden als der übliche Kaffeeklatsch bei seiner Mutter.

Seine Laune war kurz davor, einen historischen Tiefpunkt zu erreichen, als er den Wagen vor Susans Haus parkte. Genaugenommen war es Matthews Haus, in das Susan, seine Ex-Frau in spe, samt der gemeinsamen Tochter Lily vor einem Vierteljahr eingezogen war. Matthew Clarke, der neue Kerl in Susans Leben. Bisher hatte Fin es vermieden, ihm über den Weg zu laufen, aber er musste mit Susan reden und sei es in der Höhle des Löwen. Nein, dieses Mal ging es ausnahmsweise nicht um Geld. Susan erwartete zwar, dass er sie schon wegen Lily finanziell unterstützte, sie wusste aber auch, dass Fin keinen müden Cent auf der hohen Kante hatte. Für sie ging es eher ums Prinzip. Geld brauchte sie keins, davon hatte ihr Neuer offenbar genug. Er hatte irgendeinen gutbezahlten Job beim Fernsehen, egal, Fin konnte den Kerl nicht leiden, auch wenn der Mann ihm nie etwas getan hatte. Matthew war in Susans Leben getreten, als zwischen ihr und Fin schon lange Funkstille geherrscht hatte. Ein neuer Mann, damit kam er mittlerweile klar, aber die Vorstellung, dass dieser Mann nun im Leben seiner Tochter so was wie eine Vaterrolle einnehmen würde, das konnte und wollte Fin nicht akzeptieren.

Dieser Gedanke war nur einer der Gründe für Fins schlechte Laune, als er auf den Klingelknopf drückte. Eigentlich war er gekommen, um Abbitte zu leisten, ein Gang, der ihm ebenso schwerfiel wie das Eingeständnis, dass er vielleicht nicht ganz unschuldig war an dem, was passiert war, gepaart mit der Ahnung, dass Susan ihm wahrscheinlich nicht zuhören würde.

Er wurde nicht enttäuscht.

»Ich habe dir schon am Telefon gesagt, mein Entschluss steht fest«, empfing sie ihn an der Tür, »Lily fährt in den Ferien zusammen mit uns in Matthews Haus nach Kinsale. Ende der Diskussion.«

So war Susan. Immer ohne Umschweife zur Sache. Mitunter hatte sie den Charme einer Planierfrau.

»Lily wird sich zu Tode langweilen«, wagte Fin einen vorsichtigen Einwurf, »du kannst einer Fünfzehnjährigen unmöglich zumuten, dass sie –«

»Ach ja? Du glaubst wohl allen Ernstes, in diesem Nest in Donegal findet sie angemesseneren Zeitvertreib?« Susan hielt den Hausflur offenbar für den passenden Ort für diese Diskussion. Sie bat ihn nicht mal in die Küche, geschweige denn ins Wohnzimmer.

»Hör zu, Susan, ich rede ja nur von ein oder zwei Wochen«, versuchte Fin einzulenken.

»Kannst du dir abschminken«, ließ sie ihn abprallen, »ich werde es nicht zulassen, dass du ein weiteres Mal das Leben meiner Tochter aufs Spiel setzt.«

»Deiner Tochter? Lily ist immer noch unsere Tochter! Deine genauso wie meine!«, schnappte er.

»Mit dem feinen Unterschied, dass sie bei mir nicht Gefahr läuft, erschossen zu werden!«, konterte sie.

Eine Tür öffnete sich einen Spalt, vom lautstarken Wortgefecht angelockt steckte Matthew den Kopf heraus.

»Alles klar bei euch?«

»Halt dich raus, Matt!«, fauchte Susan.

Matthew hob beschwichtigend die Hände und verzog sich schleunigst. Er tat gut daran. Er hatte schnell gelernt, dass er sich am besten raushielt, wenn es um Fin ging.

»Susan, sei nicht unfair! Es konnte doch keiner ahnen, dass –«

»Ich hätte es wissen müssen, Finbar! Wo du bist, ist Ärger vorprogrammiert!«, giftete sie.

Zugegeben, Fettnäpfchen jeder Art übten eine magische Anziehungskraft auf Fin aus, und wo andere kein Glück

hatten, da kam bei ihm noch Pech dazu. Aber man konnte ihn nun wirklich nicht verantwortlich machen, wenn ein offenbar Geistesgestörter sich ausgerechnet den entlegensten Winkel Irlands aussuchte, um sein Unwesen zu treiben, und Fin und seine Tochter in ein perfide inszeniertes Schauspiel hineinzog. In einem Punkt hatte Susan recht, er hätte besser auf Lily aufpassen müssen, er hatte sie in Gefahr gebracht, aber doch nicht mit Absicht. Es war alles bloß eine Verkettung unglücklicher Umstände gewesen, an denen er keine Schuld trug. Naja, fast keine. Egal, am Ende war die Geschichte glimpflich ausgegangen. Nie im Leben hätte Fin zugelassen, dass jemand Lily auch nur ein Haar krümmte, das musste doch auch Susan einsehen. In seinen Augen war Dublin ein viel gefährlicheres Pflaster für ein junges Mädchen, das wusste er nur zu gut aus seinen früheren Erfahrungen als Polizist. In der Stadt konnten ihr tagtäglich viel schlimmere Dinge zustoßen, an die er im Einzelnen lieber gar nicht denken wollte. Drogen gehörten da noch zu den harmloseren Gefahren.

»Verdammt, Susan, das kannst du Lily nicht antun«, versuchte er es aufs Neue, »du weißt, wie sehr sie sich drauf gefreut hat, in den Ferien nach Foley zu kommen.«

»Kommt nicht in Frage!« Sie verschränkte die Arme vor der Brust, als müsse sie ein Ausrufezeichen setzen. »Nein – und das ist mein letztes Wort!«

Sie warf ihre langen Haare in den Nacken, schob ihr Kinn nach vorne und sah ihn herausfordernd an. Das tat sie immer, wenn sie ihren Standpunkt verteidigte. Besonders Fin gegenüber. Lily hatte diese Geste von ihrer Mutter übernommen.

Susans lange dunkelblonde Haare. Sie waren das Erste, in das er sich als Teenager auf der Stelle verliebt hatte. Sie hatte sie nie abgeschnitten, und wie oft hatten seine Hände in all den Jahren durch diese Haare gestrichen. Aber das war vorbei.

»Herrgott noch mal, Susan! Das Mädchen ist alt genug, lass sie doch selbst entscheiden!«, reagierte er verärgert.

»Wann Lily alt genug ist, entscheide immer noch ich!«

»Wo ist sie überhaupt? Hast du sie weggesperrt?«

»Sei nicht albern. Sie ist mit dem Hund raus.«

Der Hund. Noch so ein Reizwort. Von ihren letzten Ferien bei Fin war Lily nicht alleine zurückgekehrt, sondern in Begleitung von Pebbles, einer weißen Schäferhündin.

Haustiere waren nie ein Thema gewesen, als sie noch eine Familie waren, weder Susan noch Fin hatten viel für haarige Begleiter auf vier Pfoten übrig gehabt. Aber Pebbles hatte mit ihrer stürmischen Art alle Vorbehalte hinweggefegt und auch Susans Herz im Handstreich erobert, auch wenn sie das in Fins Gegenwart nie offen zugeben würde. Stattdessen behauptete sie zähneknirschend, den Hund nur deshalb zu akzeptieren, weil Lily ihn so abgöttisch liebte. Über ihren Schatten springen gehörte definitiv nicht zu Susans Lieblingssport.

»Ich bin immer noch ihr Vater«, startete er eine neue Offensive, »dieser Matthew braucht sich gar nicht einzubilden -«

»Lass Matthew aus dem Spiel! Der hat überhaupt nichts damit zu tun!«

»Verflucht noch mal, Susan! Wenn du unbedingt jemanden bestrafen willst, dann mich, aber nicht Lily!«

»Mein Entschluss steht fest.« Susan schaltete auf stur.

»Und hör auf zu fluchen. Du weißt, dass ich das nicht leiden kann. Oder ist das der Umgangston deiner neuen Freunde?«

»Blödsinn!«

»Seitdem du in diesem Piratennest lebst, hast du dich sehr verändert, Finbar O'Malley!«, stellte Susan schnippisch fest. »Nur eins ist immer noch wie früher. Du bist und bleibst ein Versager!«

Ein Versager. Das hörte er nicht zum ersten Mal, aber es tat immer wieder aufs Neue weh. In mancherlei Hinsicht

mochte Susan vielleicht sogar recht haben. Aber er war immer noch ein guter Vater.

Nach dem Rausschmiss bei Susan blieb er noch eine Weile im Auto sitzen in der vagen Hoffnung, seine Tochter noch abzupassen, aber sie war wohl unterwegs irgendwo hängengeblieben, hatte eine Freundin getroffen, war aufgehalten worden.

Nein, es war wirklich nicht sein Tag. Da half es auch nichts, dass das nächste Pub gerade mal hundert Meter um die Ecke lag. Der Laden war voll, Samstagabend eben, aber niemand da, den er kannte. Es war nicht sein Viertel. Und das war ihm ganz recht. So konnte er in Ruhe an der Theke sitzen und über ein, zwei Bier vor sich hinbrüten. Das hatte er in letzter Zeit viel zu oft getan, und meist war es nicht bei den ein, zwei Bier geblieben. Gründe gab es genug. Kein Job, kein Geld. Sogar das Auto, das er fuhr, gehörte ihm nicht, der Landrover war nur geliehen. Er hatte nicht mal ein richtiges Zuhause. Ein Zimmer über einem Dorfpub, in dem er gegen freie Kost und Logis aushalf. Echte Perspektiven sahen anders aus. Aber wenigstens gab es dort Menschen, die nicht ständig auf ihm rumhackten oder ihm für alles die Schuld in die Schuhe schoben.

Und so kam es, dass sich Fin O'Malley kurz nach Mitternacht entschloss, Dublin den Rücken zu kehren und nach Donegal zurückzufahren. Er hätte auch bei seiner Schwester in Bray übernachten können, aber er wollte niemanden aus dem Bett klingeln und sich vor allem Deirdres Vorhaltungen ersparen, wenn er angetrunken auf ihrer Türschwelle auftauchte. Nein, angetrunken war er eigentlich nicht. Fünf Bier und fünf Whisky waren für Fin kein Grund, sich nicht hinters Steuer zu setzen und die ganze Strecke nach Foley zurück zu kurven.

Bis hierhin war es ein ganz gewöhnlicher Samstag gewesen und nichts deutete darauf hin, dass Fins ohnehin schon chaotisches Leben bald noch ein klein wenig mehr aus dem Ruder laufen würde.

Er schaffte es gerade bis nach Donegal. An der ersten Straßenkreuzung hinter Ballyshannon winkten sie ihn heraus.

Wieso ausgerechnet ihn?

Es war halb vier. Und sie waren zu zweit. »Habt ihr Penner kein Zuhause oder warum lungert ihr nachts auf der Straße herum?« Der denkbar schlechteste Einstieg für ein nettes Gespräch mit einem Streifenpolizisten.

Der Gardai blieb freundlich. »Haben Sie was getrunken, Sir?«

»Geht dich das was an?« Eindeutig die falsche Antwort. Fin spuckte sie trotzdem aus.

»Darf ich bitte mal Ihre Papiere sehen?« Der Ton wurde kaum wahrnehmbar schärfer. »Und steigen Sie bitte aus.«

»Du lieber Gott, macht hier jetzt nicht so'n Affentheater! Ein paar Bier, okay. Vielleicht eins zu viel. Höchstens eins!«

»Steigen Sie bitte aus.« Der Polizist war unerbittlich.

Fin ergab sich in sein Schicksal und kletterte mit sichtlicher Mühe aus dem Wagen. Er konnte sich gar nicht erinnern, dass der Landrover so hoch war. Er musste sich an der Wagentür festhalten.

»Wären Sie mit einem Alkoholtest einverstanden?« Das Stichwort rief seinen Kollegen auf den Plan, der mit den notwendigen Utensilien neben ihm Aufstellung bezog.

»Was soll die dämliche Frage? Nein, natürlich nicht«, äffte Fin.

»Alternativ könnten wir Ihnen auch etwas Blut abnehmen, Sir, dazu müssten Sie uns allerdings zur Station begleiten.« Der Gardai blieb noch immer auffallend gelassen. Wahrscheinlich hatte er sich heute schon ganz andere Typen als Fin zur Brust genommen.

»Hört mal, ihr Pappnasen, ihr könnt euch euern Ako..., euern Allo., also euern Test sonst wohin schieben«, stieß Fin aus, »ich setze mich jetzt in mein Auto, fahre nach Hause und wir vergessen das Ganze, ja?«

»Mit Verlaub, Sir, ich schätze, Sie fahren heute nirgendwo mehr hin«, erwiderte der Polizist, »und so wie's aussieht, in nächster Zeit wohl auch nicht.«

»Ich denke, der Führerschein ist erstmal weg, von 'ner hübschen Geldstrafe ganz zu schweigen«, ergänzte sein Kollege mit schlecht verhohlener Schadenfreude.

Da war er bei Fin an der richtigen Adresse. »Seid ihr übergeschnappt? Früher hat man Wegelagerer wie euch an den nächsten Baum geknüpft!« Er hatte keine Ahnung, was in ihn gefahren war. Alles, was sich den Tag über aufgestaut hatte, wollte plötzlich raus. Irgendwo in seinem Hinterkopf warnte ihn eine leise Stimme, dass das nicht gut ausgehen würde. Er ignorierte sie. »Ihr könnt mich mal kreuzweise, ihr dämlichen Schießbudenfiguren!«

Er sagte noch ganz andere Dinge, an die er sich später nicht mehr erinnerte. ›Blöde Wichser‹ und ›Bogtrotter‹ zählten da noch zu den harmloseren Freundlichkeiten, die sich die beiden Polizeibeamten eifrig notierten.

Der Rest der Geschichte ist schnell erzählt.

Nachdem er sich weigerte, seinen Führerschein rauszurücken, wurde Fin kurzerhand festgenommen. Auch dieser Akt verlief nicht ohne erhebliche Gegenwehr seinerseits, so dass am Ende zu einer Anklage wegen Trunkenheit am Steuer noch Beleidigung und Widerstand gegen die Staatsgewalt hinzukamen.

Einen Monat später musste sich Fin O'Malley vor dem District Court verantworten und versuchte sich mit schuldbewusster Miene in der Rolle des zerknirschten Übeltäters. Er rechnete fest mit einer saftigen Geldstrafe. Wenn es ganz schlecht lief, dann war er den Führerschein wohl für ein paar Wochen los.

Aber es kam schlimmer.

Richter Samuel Hogan war bekannt für seine ungewöhnlich kreative Urteilsfindung, und er hatte sich auch dieses Mal etwas einfallen lassen.

Führerscheinentzug für zwei Monate.

Fin seufzte ergeben.

Eintausendfünfhundert Euro Geldstrafe.

Er hatte keinen Schimmer, wie er die zusammenkratzen sollte.

»Und außerdem verdonnere ich Sie dazu, innerhalb der nächsten drei Monate eine Pilgerwanderung auf den Croagh Patrick zu absolvieren, damit Sie Gelegenheit haben, über Ihr Verhalten nachzudenken. Sehen Sie es als ein Zeichen des Respekts gegenüber Ihren Mitbürgern, besonders jenen, die im Dienste der Öffentlichkeit stehen.«

Fin glaubte, sich verhört zu haben. »Sir, das kann nicht Ihr Ernst sein! Euer Ehren, das können Sie nicht machen!«

»Halten Sie lieber die Klappe«, raunte eine wohlmeinende Stimme aus dem Hintergrund, »sonst überlegt er sich's anders und lässt Sie die ganze Strecke barfuß laufen.«

2. Croagh Patrick

Der Septembertag war sonnig und mild, ideale Voraussetzung, ihn unter freiem Himmel zu verbringen. Wenn man denn ein Faible für die wilde unberührte Natur hatte. Wild mochte die Natur rund um den Croagh Patrick ja sein, aber unberührt war sie schon lange nicht mehr, als Fin kurz nach Mittag auf dem Parkplatz unterhalb des Berges aus dem Auto stieg. Schon seit der Steinzeit waren Menschen einem unerklärlichen Bedürfnis gefolgt, diesen erhabenen Berg zu erklimmen, aber erst seit im fünften Jahrhundert der Heilige Patrick auf dem Gipfel gefastet und der Legende nach alle Schlangen aus Irland vertrieben hatte, war der Berg zu einer festen Größe im Kalender christlicher Pilger geworden. Wobei Größe relativ war. Gerade mal 760 Meter hoch erhob sich die markante Landmarke aus Stein direkt neben der Clew Bay über den Atlantik. Aber nichts, was selbst eine erklärte Couch Potato wie Fin O'Malley schrecken konnte.

Mit Grausen erinnerte er sich an all die Wochenenden, die er als Kind zusammen mit seinen Eltern und Geschwistern in den Wicklow Mountains verbracht hatte. Fast jeden Samstag, wenn andere Jungs mit ihren Vätern zum Hurling gingen, wurden Sandwiches geschmiert und Rucksäcke gepackt, schwere klobige Schuhe geschnürt und Kinder in dicke Pullover gesteckt, in denen sie sich kaum bewegen konnten. Bei jedem Wetter ging es über matschige Feldwege, wurden windige Hochmoore erkundet und verdutzte Schafe über nasse Wiesen gescheucht, während der Vater mit dem Fernglas Bussarde und Falken beobachtete.

Fin hatte es gehasst.

Apropos Fernglas.

Am Ende des Parkplatzes standen zwei Männer um ein Stativ herum und beobachteten etwas durch ein enormes Fernglas, das auf den Berg gerichtet war. Sie sahen aus wie Ranger aus den Rocky Mountains, trugen wind- und wetterfeste Kleidung und gelbe Sicherheitswesten mit der Aufschrift *Mayo Mountain Rescue Team*.

»Ist irgendwas passiert?«, erkundigte sich Fin neugierig. Beide schauten auf. »Nö, wir sind jeden Tag hier.«

»Zur Sicherheit«, ergänzte der andere, »man kann nie wissen.«

»Ist das denn nötig?«

Sie beäugten Fins Wanderausrüstung mit vielsagenden Blicken. Jeans, T-Shirt, Flanellhemd und Turnschuhe. Aber ehe einer etwas erwidern konnte, klopfte Fin beruhigend auf seinen kleinen Tagesrucksack. »Keine Sorge, Jungs, hab' alles dabei, was ich brauche.«

»Mr. O'Malley? Finbar O'Malley?«

Fin drehte sich zu der Stimme um und erblickte eine kleine stämmige Frau Anfang dreißig, die in ihrem altmodischen mausfarbenen Tweed-Kostüm ziemlich deplatziert wirkte. Der festsitzende Helm aus kinnlangem braunen Haar passte zur Kleidung, nicht aber zu der jungen Frau.

»Shauna Adams vom *Sligo Express*.« Sie drückte ihm eine Visitenkarte in die Hand.

Nein, viel passierte wahrhaftig nicht hier im Westen Irlands. Fins Auftritt vor Gericht mitsamt dem ungewöhnlichen Urteilsspruch war sogar der Presse nicht entgangen und eine schmale Spalte im Lokalteil der örtlichen Zeitungen wert gewesen. Eine Publicity, auf die Fin gerne verzichtet hätte. Er hatte geglaubt, er hätte die Buße für seine Sünden lange genug hinausgezögert, aber offenbar nicht lange genug, um in Vergessenheit zu geraten. Letzte Woche hatte er ein Schreiben vom Gericht in seinem Briefkasten gefunden, das ihn unter Androhung nicht näher benannter Konsequenzen an die Erfüllung der

ihm auferlegten Strafe erinnerte. Fin hatte umgehend zugesagt, die Kletterpartie in Angriff zu nehmen. Wie auch immer, die Presse hatte Wind davon bekommen.

»Ich hätt' gern ein Interview. Hab' schon auf Sie gewartet.« So wie es aussah, schon eine ganze Weile, wenn die Zigarettenkippen, die auf dem Parkplatz um sie herum verstreut lagen, alle von ihr stammten. Eigentlich sah sie nicht aus wie jemand, der sich im feinen Zwirn auf Wanderparkplätzen herumtrieb und sich die polierten Lacklederschuhe schmutzig machte. Eher wie eine Klatschkolumnistin, die dem Tratsch auf den Gesellschaftsseiten hinterherjagte.

»Moment mal ...« Fin blickte auf das bedruckte Pappkärtchen in seiner Hand und filterte seine Gedanken, »sind Sie etwa *die* Shauna Adams, die -«

»Ja und? Ist das ein Problem für Sie?«, fuhr sie ihn unfreundlich an. »Ich hab' mich jedenfalls nicht um den Job gerissen, wenn Sie's genau wissen wollen.«

Shauna Adams, bekannte Kulturjournalistin aus Dublin. Vor einem halben Jahr hatte sie in einer Theaterkritik in der *Irish Times* mächtig vom Leder gezogen, Irland als ein Land der toten Dichter bezeichnet, James Joyce als maßlos überbewertet hingestellt und bei dieser Gelegenheit seinen Jahrhundertroman *Ulysses* als unlesbar in Stücke gerissen. Ein Affront ohnegleichen, auch wenn ihr insgeheim viele Leser beigepflichtet hatten. Der verantwortliche Redakteur war leider von der konservativen Fraktion und Shauna Adams ihren Job los gewesen. Jetzt hatte es sie also in die Provinz verschlagen. Fin ahnte es. Strafversetzt. Ja, das kannte er nur zu gut.

»Ein Foto brauche ich auch noch«, verkündete sie wenig enthusiastisch und wedelte mit einer kleinen Digitalkamera vor seiner Nase herum.

»Aber ohne mich«, reagierte Fin ungnädig und versenkte die Visitenkarte in seiner Hosentasche.

Sie ignorierte die Abfuhr. »Aber erst wenn sie wieder unten sind. Ein erschöpfter reuiger Sünder macht sich nun mal besser. Außerdem wollen die Leser wissen, ob die Strafe gewirkt hat und Sie ein besserer Mensch geworden sind.« Ihre Stimme war nicht ganz frei von Ironie.

»Vergessen Sie's.«

»Hören Sie, Mr. O'Malley, ich hab' heut' noch einen anderen Termin«, sie sah ungeduldig auf ihre Uhr, »tun Sie mir den Gefallen und versuchen Sie, vor Einbruch der Nacht wieder unten zu sein.«

»Keine Angst, ich hab' nicht vor, da oben zu übernachten«, erwiderte Fin betont pampig und ließ sie stehen. Diese blöde Kuh hatte ihm gerade noch gefehlt.

Mit festem Schritt marschierte er seinem Ziel entgegen. Vorbei am Visitor Center mit seinem Café und dem unvermeidlichen Souvenirladen. Vorbei an der Statue des Heiligen Patrick, der aufmunternd von seinem Sockel herablächelte und segnend die Hand über sein Vorhaben hielt. Und vorbei an einer Warntafel, die mit großen Buchstaben eindringlich darauf hinwies, unbedingt auf dem Weg zu bleiben. Nichts anderes hatte Fin im Sinn. Der Pfad war breit und ähnelte am Anfang eher einem ausgetrockneten Flussbett, die Möglichkeit, sich unterwegs zu verirren, war gleich null, was Fin sehr entgegenkam.

Außerdem war er nicht der Einzige, der sich für heute etwas vorgenommen hatte. Familien mit Kindern hatten sich auf Pilgerschaft begeben ebenso wie rüstige Rentner und Hardcore Hiker, von Kopf bis Fuß in neonfarbene Hightech-Funktionskleidung gehüllt. Einer versuchte allen Ernstes, dem Berg mit einem Mountainbike zu Leibe zu rücken.

Zwei Stunden Fußmarsch lagen vor ihm, hatte man ihm gesagt, runter würde es wohl schneller gehen, schätzte Fin. Alles halb so wild. Den Aufmarsch der Bergwacht hielt er für maßlos übertrieben. Der wahre Pilger ging ohnehin

barfuß. Und schleppten sie nicht sogar Babys und Rollstühle zum Gipfel hinauf?

Doch schon nach einer Stunde war er völlig außer Puste. Nicht mal die Hälfte der Strecke hatte er bewältigt. Und der Pfad wurde zusehends steiler. Immer wieder musste er stehen bleiben, um zu verschnaufen, musste andere Wanderer vorbeiziehen lassen, die sich ihre Kräfte ganz offensichtlich besser eingeteilt hatten als er. Und so dauerte es fast zwei Stunden, bis er etwa auf der Hälfte des Berges an der ersten Pilgerstation ankam, einem großen Haufen aufgetürmter Steine, der von eifrigen Pilgern ein ums andere Mal umrundet wurde. Manche murmelten kaum hörbare Gebete, andere vollzogen das Ritual schweigend mit in sich gekehrter Miene.

Fin hielt sich etwas abseits, ließ sich erschöpft ins spärliche Gras fallen und öffnete seinen Rucksack. Er leerte fast die ganze Wasserflasche in einem Zug, vernichtete zwei Schokoriegel und ärgerte sich, dass er nur einen verschrumpelten Apfel als Proviant mitgenommen hatte. Ein leckeres Sandwich mit Schinken und Käse wäre ihm jetzt lieber gewesen.

Er blieb noch eine Weile sitzen, fragte sich sogar, ob es vielleicht helfen würde, ebenfalls diesen Steinhaufen zu umrunden und um göttlichen Beistand zu bitten, verwarf den Gedanken aber schnell wieder. Für solchen Kinderkram hatte er keine Zeit, er musste weiter.

Wenn er geglaubt hatte, der erste Teil des Weges sei eine Tortur gewesen, so wurde er eines Besseren belehrt. ›Weg‹ war eine völlig irreführende Bezeichnung für diese Geröllhalde, die sich nun vor ihm auftat. Es war eine Wüste aus losen scharfkantigen Steinen, die sich durch seine Turnschuhe bohrten. Jeder Schritt löste eine kleine Lawine aus, die mit rauem Scheppern talwärts schlitterte. Er rutschte, suchte Halt im steilen Hang und folgte mit neidvollem Blick einer munteren Großmutter, die mit

strammen Schritten und ebensolchen Waden den Anstieg scheinbar mühelos mit einem Wanderstab bewältigte.

Eine späte Herbstsonne brannte vom Himmel. Alle paar Meter blieb er stehen und kämpfte mit dem Gedanken aufzugeben. Sich einfach hinzusetzen und nicht mehr aufzustehen. Er trank ein paar Schlucke Wasser und goss den Rest über seinen erhitzten Schädel. Für einen Augenblick empfand er Linderung, aber die Erleichterung hielt nicht lange vor. Der Anstieg wurde stetig steiler und noch war kein Ende abzusehen. Nein, so hatte er sich das ganz und gar nicht vorgestellt.

Fin würde nie verstehen, was Menschen dazu trieb, sich freiwillig einer solchen Schinderei auszusetzen.

Irgendwann stellte sich eine Art Automatismus ein. Sein Körper setzte brav einen Fuß vor den anderen, sein Atem passte sich dem Rhythmus an. Sein Blick klebte an dem grauen Geröll vor seiner Nase. Die Richtung war klar. Nach oben. Sein Hirn hatte auf Leerlauf geschaltet, nur ein einziger einsamer Gedanke rotierte still vor sich hin wie ein Mantra. Ankommen. Egal wie. Und sei es auf allen vieren.

Plötzlich frischte der Wind auf. Das Terrain wurde allmählich flacher, über die scharfkantige Linie des Horizonts schoben sich die weißgetünchten Mauern einer Kapelle.

Er hatte es geschafft.

Der Anblick des Gipfels beschleunigte seine Schritte, er stolperte auf das kahle Plateau und ließ sich auf die Knie plumpsen, was er umgehend bereute, als sich die spitzen Steine in seine Kniescheiben bohrten. Aber er hatte keine Kraft mehr zum Aufstehen. Er riss sich den Rucksack vom Rücken, schleuderte ihn von sich, fiel in sich zusammen und stöhnte befreit auf, was ihm argwöhnische Blicke anderer Gipfelstürmer eintrug. Egal, sollten sie doch glauben, er sei den ganzen Weg auf Knien heraufgerobbt.

Er verharrte eine gefühlte Ewigkeit in dieser Haltung, bis er wieder einen halbwegs klaren Gedanken geradeaus

denken konnte. All seine Knochen taten weh, als er sich aufrichtete, Knochen, von denen er gar nicht wusste, dass er sie hatte. Ein kühler Wind wehte ihm ins Gesicht und weckte die totgeglaubten Lebensgeister.

Foto.

Das war das erste Wort, das ihm durch den Kopf schoss. Er brauchte einen Beweis, dass er wirklich und leibhaftig auf dem Gipfel gewesen war. Er hatte keinen Fotoapparat, aber ein Handy. Ein funkelneues noch dazu, zu dem Lily und ihr Freund Diarmuid ihm verholfen hatten. Die beiden hatten in solchen Dingen entschieden mehr Ahnung als er, das musste er neidlos eingestehen. Während er seinen Rucksack durchforstete, fragte er sich, wen er um den Gefallen bitten konnte, ein Foto vom Vollzug seiner Strafarbeit zu machen. Er sah nur drei oder vier Pilger, die mit Wanderstöcken bewaffnet und stoischen Schrittes pflichtgemäß Runde um Runde um die kleine Kapelle drehten, den Blick entrückt, ein tonloses Gebet auf den Lippen. So jemanden konnte er unmöglich stören.

Er wühlte tiefer in seinem Rucksack. Er konnte sein Handy nicht finden. Prüfend tastete er seine Kleidung ab, vielleicht hatte er es in die Hosentasche gesteckt. Die Dinger waren ja so winzig heutzutage, die konnte man schon mal übersehen.

Er hielt inne. Ihm war plötzlich eingefallen, wo sein Handy abgeblieben war. Zu Hause. Auf dem Tisch neben seinem Bett.

Er seufzte. Er fluchte.

Nein, daran sollte es jetzt nicht scheitern. Irgendjemand hier oben würde so ein gottverdammtes Handy haben und ein Bild von ihm machen, und wenn er ihn dazu aus dem fernsten Nirwana zurückholen musste!

Er kämpfte sich auf die Beine, schwankte und steuerte die Kapelle an.

Als er um die Ecke der Westseite bog, blieb er stehen. Er hatte die Aussicht noch keines Blickes gewürdigt. Und das

hatte sie nicht verdient. Das Wasser des Atlantiks reflektierte einen fast wolkenlosen blauen Himmel, nur fern über dem Horizont reihten sich ein paar kleine Wattebausche wie Perlen auf einer Kette. Die ganze Clew Bay lag zu seinen Füßen, unzählige kleine Inseln, manche nicht größer als ein Felsbrocken. Winzige Möwen trieben über der Wasseroberfläche, eskortierten einen Fischkutter, der gemächlich seine Bahn durch die Bucht zog.

Fin hatte mit einem Mal den Geschmack von geräuchertem Lachs auf der Zunge und wusste, was er sich zum Abendessen gönnen würde. Er sollte sich beeilen. Er warf einen Blick ins Innere der Kapelle, sie war leer, aber direkt neben dem Eingang lag ein riesiges aufgeklapptes Buch, in das Besucher ihre Namen und ihre hoffentlich geistreichen Gedanken niederschreiben konnten. Fin nahm kurzerhand den Stift, verewigte sich direkt unter ›Margret und David waren hier‹ und trug das Datum und die Uhrzeit ein. Das sollte doch genügen als Beweis, oder?

Und schon fühlte er sich besser. Er setzte sich auf einen der wenigen Stühle vor dem Altar und zog die Schuhe von den schmerzenden Füßen. Wie erwartet hatte er sich ein paar handfeste Blasen gelaufen. Nein, seine Wanderausrüstung hatte den Namen wirklich nicht verdient. Ein Pflaster hatte er natürlich auch nicht dabei, aber allein das Gefühl, ohne Schuhe und Strümpfe einfach nur ein Weilchen dazusitzen, verschaffte ihm ein unfassbares Glücksgefühl. Es hätte nicht viel gefehlt und er wäre auf der Stelle eingeschlafen.

Shauna Adams fiel ihm wieder ein. Natürlich würde sie von ihm ein Foto machen, wenn er müde und abgekämpft unten ankam. Dann hätte er doch seinen Beweis. Wozu sich also unnötige Gedanken machen? Aber er wollte dieser blöden Schnepfe nicht erneut in die Arme laufen. Ob sie ihre Drohung wahr machte und tatsächlich am Fuß des Berges auf ihn wartete? Er sah auf die Uhr, der Aufstieg hatte ihn eine Menge Zeit gekostet, viel mehr als er

ausgerechnet hatte. Wahrscheinlich war sie schon längst nach Hause gefahren.

Aber Fin wollte nichts riskieren. Es musste noch einen anderen Weg hinunter geben als diese höllische Schotterpiste. Er würde einfach auf der anderen Seite hinunterlaufen, dann querfeldein den Berg umrunden und von hinten den Parkplatz ansteuern. Falls sie auf ihn wartete, konnte er sich ja zu seinem Wagen schleichen und ihr im Wegfahren eine lange Nase drehen.

Ein guter Plan. Er blieb noch eine Weile sitzen, gönnte seinen geschundenen Füßen Erholung, ehe er sich schließlich wieder aufmachte und die Kapelle verließ.

Er staunte nicht schlecht, als er in eine milchigweiße Wand aus dichtem Nebel trat. Er hatte zwar gehört, dass das Wetter am Croagh Patrick mitunter tückisch sein konnte, aber einen solchen Wetterumschwung hatte er noch nie erlebt. Die Sicht reichte nicht mal einen Meter weit. Vielleicht sollte er lieber warten, bis es wieder aufklarte. Aber das konnte unter Umständen dauern. Am Ende musste er wirklich auf dem Gipfel übernachten. Ratlos blieb er im Eingang der Kapelle stehen und versuchte, irgendetwas zu erkennen. Zwei Gestalten in langen Regencapes verschwanden mit schnellen Schritten im Nichts, dann schien er allein auf dem Gipfel. Er nahm an, dass die beiden den direkten Weg nach unten einschlugen, also sollte er für seinen Abstieg die entgegengesetzte Richtung wählen.

Er lief los.

Schon nach wenigen Metern hatten Nebelschwaden die Kapelle hinter ihm verschluckt. Es ging abwärts, was nicht weiter verwunderlich war, aber das Gelände war weniger steil. Fin wählte seine Schritte mit Bedacht, statt mit tückischem Geröll hatte er es mit unwegsamem Heidekraut zu tun. Ab und zu schimmerte der Horizont durch die weißgrauen Schleier.